

Liechtensteiner Volksblatt



Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postcheck IX 2988) Oesterreich (Postcheck-Konto D 111,099) u. Deutschland halbj. Fr. 6.50, vierteljährlich Fr. 3.30. Das übrige Ausland halbj. Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.30. Amerika ganzj. Fr. 20.—, Postamtlich bestellt 30 Cts. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rheintal) Tel. Nr. 31.60. Schriftleitung: Schaun, Telefon Nr. 55. Verwaltung Vaduz, Telefon Nr. 43.

Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile Annoncen Reklamen
Inland 10 Cts. 20 Cts.
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennio) 15 Cts. 20 Cts.
Übrige Schweiz 18 Cts. 35 Cts.
Ausland 20 Cts. 35 Cts.
Inseratenannahme für das Inland und Feldkirch:
Verwaltung des Blattes in Vaduz, Tel. Nr. 43.
Inseratenannahme für das Rheintal, Schweiz und übriges
Ausland: Schweizer Annoncen A.G.,
St. Gallen, Tel. Nr. 35.30; und übrige Kantone.

Organ für amtliche Kundmachungen

Die Freigeldidee und Wörgl.

Unter dieser Ueberschrift schreibt die „N. Z.“ vom 28. November Untenstehendes. Wir bringen diese Ausführungen unfern Lesern zur Kenntnis, weil sie sich mit unsern feinerzeitigen Darstellungen über das Freigeld decken:

Ueber das Experiment von Wörgl sind wir von Bürgermeister Unterguggenberger unterrichtet worden, der auf Veranlassung des Freiwirtschaftsbundes eine Propaganda-Tournee durch die deutsche Schweiz unternommen hat. In einem Zürcher Vortrag hat sich der Referent einleitend sehr ausführlich mit theoretischen Erwägungen befaßt, über das eigentliche Experiment sich dagegen auffallend kurz geäußert. In der Beantwortung der an ihn gestellten Fragen verlagte der mit recht wenig Informationsmaterial ausgestattete Sr. Bürgermeister praktisch ganz, so daß man sich keiner Uebertreibung schuldig macht, wenn man feststellt, daß wichtige Punkte für die Beurteilung des Experimentes, vor allem über dessen wirtschaftliche Auswirkungen, unangeklärt blieben. Folgende Tatsachen scheinen immerhin abgeklärt zu sein:

Wörgl befand sich anfangs 1932 in einer wenig erfreulichen Lage, als sich Bürgermeister Unterguggenberger entschloß, ein Notgeld, sog. Arbeitsbestätigungen, auszugeben, die einem Schwund — 1 Prozent per Monat — unterlagen. Zur Deckung dieser Arbeitsbestätigungen sind Schillingnoten bei der Raiffeisenkasse hinterlegt worden; die Scheine konnten gegen einen gewissen Abzug in gesetzliches Geld umgewandelt werden. Außerdem nahm sie die emittierende Gemeinde jederzeit an Zahlungsstatt an. Die Arbeitsbestätigungen dienten zur Finanzierung von Hoffstandsarbeiten. Sie flossen jeweils immer verhältnismäßig rasch wieder zur Ausgabe zurück, indem die Empfänger dieses Geld zur Tilgung ihrer Schulden benützten. Durch diesen einfachen Kunstgriff ist es also dem Bürgermeister von Wörgl gelungen, eingetretene Guthaben der Gemeinde, vor allem Steuer rückstände, die infolge ihrer zweifelhaften Qualität kaum zur Grundlage normaler Kreditgeschäfte hätten benützt werden können, zugunsten der Sozialfürsorge flüssig zu machen.

In der Schweiz interessiert aber nicht dieser finanzpolitische Erfolg, sondern einzig die Tragweite des Experimentes für die Beurteilung der Freigeldpolitik. Unterguggenberger war nicht in der Lage, über die wirtschaftlichen Auswirkungen seines Versuches eine auch nur einigermaßen genügende Auskunft zu erteilen. Daß es gelungen ist, erhebliche Guthaben der Gemeinde flüssig zu machen, sagt in dieser Beziehung sehr wenig; denn jedermann, der Arbeitsbestätigungen in Zahlung nehmen mußte, benützte diese in erster Linie, um seine Schuld gegenüber der Gemeinde abzutragen. Unterguggenberger sagte selbst: Während man früher die Gemeinde am längsten warten ließ, ist dank der Einführung des Notgeldes die Gemeinde derjenige Gläubiger geworden, den man bei Zahlungen in erster Linie berücksichtigte. Das war zwar eine vielversprechende Aeußerung, die die Ansicht geradezu aufdrängt, daß sich die Auswirkungen des Experimentes praktisch mehr oder weniger auf die finanzpolitische Seite — die Aufhebung der Rückstände — und die temporäre Beschäftigung einer verhältnismäßig kleinen Anzahl Arbeitsloser beschränkten und eine allgemeine wirtschaftliche Belebung in Wörgl kaum eingetreten sein kann.

Von größter Wichtigkeit ist die Feststellung Unterguggenbergers, daß mit den Arbeitsbestätigungen selbstverständlich die Zellulosefabrik — ein stillgelegtes Wörgler Unternehmen — nicht habe in Betrieb gesetzt werden können, weil dieses Privatunternehmen seinen Absatz auswärts habe. Niemand kann bestreiten, daß es für die Schweiz ohne ein Wiederaufleben der Exportindustrie keine Hochkonjunktur gibt, und das Beispiel der Wörgler Zellulosefabrik beweist schlagend die Richtigkeit der Auffassung, daß eben gerade die Exportindustrie vom Freigeld nichts zu erwarten hat.

Die Freigeldler sehen die Bedeutung des Wörgler Experimentes vor allem darin, daß es den Beweis von der Zirkulationsfähigkeit des Schwundgeldes erbracht habe. So allgemein gefaßt, ist diese Behauptung unrichtig. Erstens war das Notgeld in gesetzlichem Geld einlösbar — welche Analogie zu der verpönten Goldwährung! —, und überdies waren die bedeutenden Steuer rückstände eine wichtige Umlaufzucht, die normalerweise nicht bestehen wird. — Das Verbot dieses Schwundgeldes ist im Hinblick auf eine bessere Beurteilung des Experimentes sehr zu bedauern; in seinem Zürcher Referat hat Unterguggenberger auf die Frage, wie sich d. Schwundgeldumlauf nach Tilgung dieser Steuer rückstände gestaltet hätte, nur mit ausweichenden Redensarten geantwortet.

Wenn wir die Ansicht vertreten, daß das Wörgler Experiment für das Freigeld über-

haupt gar nichts beweise, so liegt das in folgendem Sachverhalt begründet. Erstens waren die „Arbeitsbestätigungen“ von Wörgl nicht das einzige umlaufende Geld und vor allem waren sie kein Freigeld, sondern ein gewöhnliches kommunales Notgeld. Das Ziel der Währungspolitik, welche unsere Freigeldler verlangen, ist die Stabilität des Großhandelsindex. Zu diesem Zweck soll das Papiergeld mit einem Schwund ausgestattet und die Menge des umlaufenden Geldes entsprechend reguliert werden. Bei steigender Tendenz der Warenpreise soll die Geldmenge verknappt, bei sinkender Tendenz vergrößert werden. Der Schwund, dieses Charakteristikum des Freigeldes, hat einzig die Aufgabe, die Samsternmöglichkeit zu machen. Die Freigeldler halten das für notwendig, weil sie reibungslose Regulierung der Geldmenge zur Beeinflussung der Indeziffer erschweren, unter Umständen sogar sabotieren könnte. Durch den Schwund soll also erreicht werden, daß das ausgesetzene Geld stets gleichmäßig zirkuliert; darin beschränkt sich die Aufgabe des Schwundes, der einfach ein Instrument zur Sicherung des unveränderlichen Preisniveaus ist. Alle wirtschaftlichen und sozialen Segnungen, welche die Freigeldler dem notleidenden Volke in Aussicht stellen, resultieren

einzig aus der stabilen Indeziffer, und der Schwund hat im Freigeldsystem keinerlei selbständige wirtschaftspolitische Bedeutung.

Es leuchtet deshalb ohne weiteres ein, warum das Wörgler Notgeld trotz dem Schwundgeldcharakter nichts mit dem Freigeld zu tun hat. Es ist in Wörgl keine Währungspolitik betrieben worden, welche eine Stabilisierung des Geldwertes zum Ziel hatte. Eine solche „nationale Währungspolitik“ im Sinne der Freigeldlehre konnte schon deshalb nicht befolgt werden, weil das Umlaufgebiet der Arbeitsbestätigungen kein abgeschlossenes, selbständiges Wirtschafts- u. Währungsgebiet darstellte und die Arbeitsbestätigungen überdies nicht das einzige Zahlungsmittel waren, da selbstverständlich auch die Schillingnoten weiterhin als Geld dienten. Das Experiment von Wörgl gibt deshalb keinen Beweis, daß die Stabilisierung des Geldwertes durch „nationale Währungspolitik“ ständig und unter allen Umständen möglich ist, und weil in Wörgl keine solche freigeldliche Währungspolitik getrieben worden ist, berechtigt dieses Experiment auch in keiner Weise zur Hoffnung, daß die gleichzeitigen Versprechungen, welche die Freigeldler für den Fall der Einführung ihrer Währungspolitik machen, irgendwie in Erfüllung gehen.

Zur Landesfrage von heute.

In unserem Lande sind schon die sonderbarsten Dinge vor sich gegangen. Aber immer sind sie noch nicht alle, immer schillern wieder neue Nuancen in den Reihen der „Waterlandstreuen“. Jedem ist es klar in Liechtenstein, daß heute das Vaterland einen ersten und schmerzlichen Kampf kämpft. Nicht eine Partei kämpft ihn, nicht eine Regierung Dr. Hoop und Frommelt, es kämpft ihn das Vaterland und mit ihm eigentlich das ganze Volk von Liechtenstein. Es geht um große Teile der Landeseinnahmen, um Sein und Nichtsein begonnener dringlicher Arbeiten zur Hebung u. Stützung der Volkswirtschaft. Was soll im Unterlande werden, wenn wir den Kanalbau nicht zu Ende zu führen vermögen! Immer war die Landwirtschaft das Stabile, das eine Bevölkerung vielleicht etwas mühsam, aber sicher durch die Fährnisse der Zeiten schiffte. Regierung und Landtag haben durch ihre Vertreter den Ernst der Lage in Bern dargelegt und dort auch Verständnis gefunden. Wir

dürfen annehmen, daß die Vertretung des Bundesrates, die nach Vaduz kommen und die Dinge an Ort und Stelle sehen und studieren soll, andere Auffassungen nach der Stadt der eidgenössischen Räte tragen wird, als sie dort tatsächlich über unsere Verhältnisse zu bestehen scheinen. Wir dürfen wohl auch der bestimmten Hoffnung Ausdruck geben, daß nach Einblick in unsere Gebarung und in das Wesen und den Geschäftsbetrieb der Lotterie, auch hier die Ansicht sich ändern wird. Es ist sonst nicht Art der Schweiz, dem Schwächeren gegenüber den Stärkeren hervorzukehren, die Eidgenossenschaft wird es auch hier nicht tun können.

Es wird uns zum Vorwurfe gemacht, daß wir im Volksblatte Stimmen aus der Schweiz zum Abdruck brachten. Tatsächlich stünde es uns sonst nicht zu, in einer Form zur Materie des Bundesratsbeschlusses Stellung zu nehmen, wie dies in den verschiedenen Schweizer Blättern der Fall ist. Wir wissen zu gut, daß wir

Feuilleton

Der reiche Blinde.

Roman von Bert Rothberg.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

Denn Frau Bäckermeister Niemann hatte Ellnor in ihr Herz geschlossen, und niemandem würde es gelingen, sie je daraus zu vertreiben.

Seufzend deckte Silda den Tisch ab, räumte in der Küche auf und fütterte dann den Vogel und den Kater. Schließlich setzte sie sich wieder an ihr Fenster und arbeitete fleißig.

Ellnor wurde am Nachmittag von Frau Doremann gebeten, zu Frau Uningen zu gehen und einen Modellschuh abzuliefern. Gleichzeitig sollte die Dame ihn noch einmal probieren. Frau von Uningen war die Schwester der Freifrau von Hellenbach, verwitwet, pikant, sehr lebenslustig. Sie allein war die Urheberin, wenn jetzt draußen in Hellenbach ein Fest das andere jagte, denn die Familie Hellenbach lebte sonst durchaus zurückgezogen.

Frau von Uningen hätte sich sehr gern wieder verheiratet. Und da es hier in der Umgegend eine Menge Landadel gab, deren Angehörige durchweg mit den Uningens verkehr-

ten, so hatte sie hier noch die meiste Hoffnung. Ueberdies schwebten in ihrer Heimat so einige kleine Affären, die ihr die empörten Damen noch nicht vergessen hatten, und so war es wirklich für alle Teile das Beste, wenn sie sich jetzt ein bißchen bei Schwester und Schwager aufhielt.

Der Schwager war darüber nicht besonders erfreut, denn der Aufenthalt der schönen Witwe brachte nur Wirrwarr und Trübel in sein sonst so gemüthliches, friedvolles Heim; aber er sagte nichts und ließ sie gewähren.

Letzten Endes reiste sie ja doch wieder ab. Und dann kannte er doch auch das Ziel, das verfolgt wurde. Wenn das erreicht wurde, daß der Fieberwisch bald wieder unter die Haube kam, dann ließ er es sich gern noch ein übriges kosten.

Aber Lore von Uningen hatte sich verrecknet. Unter den Besitzern der Nachbargüter gab es keine vermittelten Männer, und die Söhne, die in Frage kamen — denen hatten die betreffenden Mütter augenscheinlich energisch den Standpunkt klar gemacht, denn man mochte sagen, was man wollte, so freundlich und lebensmüdig alle Damen zu Frau von Hellenbach waren, so feindlich benahmen sie sich gegen Lore von Uningen. Und daher mochte es auch kommen, daß die jungen Her-

ren, die sich anfangs bei jeder Festlichkeit um die junge Witwe gekümmert hatten, sich nun zurückhielten und sich wieder um die jungen Mädchen bemühten.

So standen die Sachen! Nun war aber in der letzten Zeit ein neuer Verehrer aufgetaucht.

„Wessor von Faber!“
Schneidig, flott, elegant, selbst durchaus kein Tugendproß — das paßte!

Dabei ging ihm auch der Ruf großen Reichtums voraus.
Das paßte noch besser, denn die Ansprüche, die Lore an das Leben stellte, waren kostspielig; einen armen Mann hätte sie nicht brauchen können. Jetzt besaß sie zwar die Pension des verstorbenen Gatten, des Majors; — aber das war wenig. Viel zu wenig. Und von dem einst ganz ansehnlichen Vermögen beider Teile war nur noch ein kläglicher Rest übrig. Da hatten sie es beide viel zu gut verstanden, das Geld durchzubringen.

Zu ihr also ging Ellnor Hardegg mit dem Modellschuh, den sonst wahrscheinlich keine Dame der Stadt und Umgegend gekauft hätte, weil er viel zu teuer und — ja, auch zu auffällig war. Die Verins aber gaben nächste Woche das große Gartenfest, und da Wessor von Faber auch bei den Verins verkehrte, so

lohnte es sich bestimmt, sich zu dem Tage ganz besonders vorteilhaft zu kleiden. Und zu der flückerfarbenen Toilette paßte der Hut wirklich einzig.

Was tat es denn ihr, wenn sich die Landpomeranzen entfähen würden? Sei es doch darum! Es galt, den Wessor einzufangen, und der verstand es, eine elegante Frau einzuschätzen.

Durch die Lognette musterte Frau von Uningen ungeniert das schlanke, dunkellockige Mädel.

Sie zuckte zusammen.
„Mein Gott, die Kleine war ja wirklich eine Schönheit ersten Ranges. Gut nur, daß sie nicht ihrer Gesellschaftsklasse angehörte, aber gutes Bürgerthum war es sicher. Sie kannte sich da aus. Trotzdem — wie unbequem, wenn ein Doktor von Faber die Kleine erpähte!“

„Sie bringen mir meinen Hut? Schön! Ich werde mir sofort das dazu bestimmte Kleid noch einmal anziehen, damit Sie gleich sehen können, wie er sitzt“, sagte sie.

Es sollte ganz gewiß freundlich klingen, aber ein gehässiger Ton schwang durch die helle Stimme, so daß sie fast ein wenig schrill und mißtönend klang.